



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lyrisches Hintertreffen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Lyrisches Hintertreffen.

Da hat sich auf meinem Schreibtische ein kleiner Stoß lyrischer Ergüsse angesammelt, der schon lange um ein Urtheil bittet. Es liegen friedlich neben einander die Gedichte einer adligen Dame aus Oesterreich und eines Drechslermeisters aus Straßburg, daneben und dazwischen manches andere Bunte. Alle die grünen, gelben, weißen Bändchen auf Velinpapier scheinen sehr bescheidene Ansprüche zu machen und man thäte ihnen wohl gar ein Unrecht an, wenn man den kritischen Maßstab, welchen die Lyrik unserer Tage fordert, auch an diese kleinen Sänger und Schwäger anlegen wollte. Aber sie drängen sich selber heran, sie möchten alle gern besonders hervortreten, sie fordern ein Urtheil heraus: wohl an denn, es soll ihnen werden.

Für einen sehr großen Theil unserer deutschen, sogenannten Lyriker existirt gar keine Entwicklung, weder eine ästhetische, noch eine politische, sociale, sie singen und zwitschern bloß, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Für sie gibt es auch eigentlich gar keine Lyrik, sie haben bloß lyrische, nicht poetische, sondern privat-individuelle Momente und lassen die alten Reminiscenzen von der Wehmuth, von dem treuen Herzen, von dem Heimweh, von der Seligkeit der Liebe, von den Schauern des Grabes u. s. w. u. s. w., immer wieder frisch weg, wie etwas Originales drucken. Für diese harmlosen Geschöpfe hat unser Vaterland gar keine großartige lyrische Literatur von Günther an bis auf Goethe und drüber hinaus, obgleich sie immer wieder den äußern Abhub dieser Literatur unermüdet in Prosa setzen. Sie sind ganz isolirt vom Leben, von allgemeiner Entwicklung. Sie sind so ganz und gar gutmüthige, echt deutsche Seelen. Daß aber bei dieser Lyrik nichts herauskommt, das ist klar, sie ist ein durchweg verlorener Posten, so-

Grenzboten, 1846. II.

wohl in ästhetischer, als in jeder andern Beziehung. Die große Armee, welche die Schlachten der Geschichte schlägt, ist weit darüber hinausgezogen und hütet sich wohl, von allen lyrisch-empfindsamen Seelen, die den Messkatalog um eine Nummer reicher machen, irgend wie Notiz zu nehmen. Das lyrische Element gestaltet sich bei uns in Deutschland sehr selten als eine Kraft, größtentheils immer als eine Krankheit.

Die lyrische Kraft unserer Gegenwart bewegt sich zum Theil in einer Umgestaltung des poetischen Gebietes. Sie pflanzt neue Zeichen und Fahnen auf. Gehört denn die Lyrik und allgemeiner die Poesie nur in das Reich des Mondschein's, des säuselnden Waldes, der rauschenden Quelle, der dämmernden Romantik, der matten und ermattenden Gefühle? Ist der Gegensatz zwischen dem Kampfe des Lebens und der Geschichte mit der Poesie ein wahrhaft begründeter? Haben Leben und Poesie nicht einen und denselben Ursprung, nicht ein und dasselbe großartige Ziel? Weshalb will man sie trennen, weshalb soll die Poesie nur auf den bloßen Schein des Lebens angewiesen werden? Kann und soll die Poesie nicht über die Gefühlsmomente hinausgehen? Muß sie bei jener alten Asketik verharren, in welche sie durch den ganzen Verlauf der christlich-germanischen Welt hineingebracht worden? Das sind die Fragen, welche unsere Gegenwart, in Betreff der Lyrik, zu lösen hat, sowohl durch productive Thaten, als durch kritische Gedanken und welche zum Theil schon kühn und kräftig gelöst worden sind. Aber unsere lyrischen Kranken hören und sehen nichts, sie halten die Augen zu vor dem neuen Lichte und fühlen nichts, als ein inneres Weben und Dämmern.

Die Gedichte der Frau Anna von Fuger-Rechteborn, welche uns zuerst in die Hand fallen, sind sehr lyrisch-krank. Aber sie sind die Zöglinge einer Frau und wenn sich das Weib noch nicht über den engen Kreis subjectiver Gefühlsmomente emporhebt, so darf man wohl, wo die meisten Männer noch darin stecken bleiben, am allerwenigsten strenge darüber richten. Weil die Liebe

„von ihrem reichen Zauberjoch
Nur goldne Träume mir verliehn“

sagt die Verfasserin,

„Drum hab ich mir die holde Liederblume
Nun angepflanzt in meiner Brust.“

Ein ganz weiblicher Grund zum Singen und Klagen. Die Verfasserin bittet uns (S. 172.) ihre Lieder so anspruchslos aufzunehmen, wie sie dieselben gefunden. Ein weicher, sentimentaler, bis zu einer krankhaften Schwärmerei ausartender Ton zieht sich durch dieselben vom Anfang bis zu Ende, das Mitleid, der Tugend Lohn, das Heimweh, die Entsagung, das sind die Saiten, welche von der Verfasserin ohne besondere Tiefe und Originalität auf die althergebrachte Weise angeschlagen werden. Sie wird zuweilen ziemlich geschmacklos, z. B.

In des Sängers warmem Herzen
Wohnt des Liedes Zauberklang,
All sein Glück und all sein Leiden
Wohnt in dem Wundersang.
Liebend ward er aufgezogen
In dem gluthdurchströmten Raum,
Ausgeschmückt mit Perl' und Blume
Aus des Sängers reichstem Traum.

Sehr schwach und gestaltlos sind die Balladen und Romanzen. In diese Dichtungsform, welche ganz und gar der romantischen Periode angehört, würde kaum noch ein Umland neues Leben bringen können. Man kann wohl noch neue Stoffe für die Ballade und Romanze bearbeiten, aber ihr geistiges Element scheint erloschen zu sein, selbst ein Talent, wie Hebbel, versucht sich vergebens daran. Einmal erhebt sich die Verfasserin aus ihrem kleinen Herzweh bis zu — Nikolaus Becker, und sie singt den Franzosen, die sie „mit blutiger Räuberhand“ schildert, entgegen:

Sie sollen ihn nicht haben
Den herrlichsten Gewinn,
Es liegt mit uns begraben —
Der treue, deutsche Sinn.

Nun, so mag er begraben sein und der Straßburger Drechslermeister Daniel Hirt sich hören lassen. Der muß doch wissen, wo er begraben liegt und er wird hoffentlich recht gehörig darüber jammern.

Aber nein, dieser Mann ist eine ganz erfreuliche Erscheinung. Er kümmert sich auch den Teufel um die ästhetischen Regeln der Lyrik und um die moderne Macht und Bedeutung derselben, aber er jammert nicht, er singt mit einem verben Volksnaturell und ist bei seinem Gott, seiner Drechslerarbeit und seiner Poesie ganz zufrieden, für die, wie er selber singt, er nur des Sonntags Zeit hat:

Sonntag ist mein Freudentag,
Wo ich gerne singen mag,
Ruhig ist's und friedlich.

Sonntags kehrt, mich zu erfreun,
„S Mädchen aus der Fremde“ ein,
Mir wird's ganz gemüthlich.

Die Gedichte des Straßburger Drechslermeisters haben keinen hohen Schwung, keine Originalität des Gedankens und keine poetische Tiefe der Empfindung, aber es macht sich in ihnen eine frische, pausbäckige Lebenskraft recht behaglich geltend. Man merkt ihnen das reichstädtische, ja das meistersängerliche Element an und einem Lande, wie das Elsaß, welches immermehr von dem ursprünglichen Vaterlande abgebunden wird, ist ein Mann wie unser Drechslermeister eine um so angenehmere Erscheinung. Er bringt es zwar zu keiner directen, politischen Declamation, aber sein deutscher Sang und die Kernhaftigkeit seiner deutschen Natur schon an sich sind von Interesse. Politisch ist unser Mann sehr schwankend, wie überhaupt das Elsaß. Jetzt blickt er über den Rhein, nach dem Schwarzwalde zu und singt, bei Erwin's Standbild, von der alten Glorie des deutschen Vaterlandes, dann wendet er die Blicke wieder nach den Ardennen und singt Louis Philipp an:

Reicht, Bürger, reicht euch schützend um den Thron,
Löscht aus der Zwietracht unheilvolle Brände,
Der innere Frieden ist uns längst entflohn,
Ruft ihn zurück! Reicht euch die Brüderhände!

Wir haben es, wie man sieht, mit einer gutmüthig-bescheidenen Seele zu thun, die besser, auf kleinbürgerliche Manier, „Lied vom Drechsler,“ „Trinklied für Elsässer,“ „Meinem Erstgeborenen,“ „Neujahrswünsche,“ „Vaterunser,“ „Bei der Geburt meines Töchterleins“ zu singen, als die politische Sphinx unserer Tage zu beherrschen, wie viel weniger poetisch zu lösen weiß. Auch in Bezug auf die Reime ist unser Drechslermeister durchaus nicht ästhetisch bedenklich, er scheint bei dem Schnurren und Flackern seiner Drechslerbank dafür die Feinheit des Ohrs verloren zu haben und sagt nun ohne Umstände, reim dich oder ich freß dich. So z. B. S. 19. reimt sich „Strande“ auf „Verwandte,“ „Geliebte“ auf „trübte,“ „Flucht“ auf „ruft,“ u. s. w.

Am besten sind unserm Drechslermeister die Gedichte in der Straßburger Mundart gelungen. In ihnen macht sich, wo der Stoff immer aus den Kleinlichkeiten und Alltäglichkeiten des schlichten, bür-

gerlichen Lebens hergenommen ist, ein Humor geltend, der uns vielfach an Hebels allemannische Lieder erinnert, der ihnen an Saftigkeit jedenfalls gleichkommt, wenn er auch nicht, oder doch nicht durchgängig, die poetische Tiefe derselben ansprechen kann. In diesem Kreise ist unser Drechslermeister und seine Poesie vollkommen zu Hause, hier beherrscht er seinen Stoff vollkommen und schalkhaft, hier sehen wir ihn anders, als wie im Anfange seines Buches, steif und im Sonntagrocke. In ihnen stellt sich uns das allerdings in einem sehr beschränkten Kreise, aber doch voll Frische sich bewegende, bürgerliche, deutsche Volksnaturell des Elsasses deutlich entgegen. Um etwas mitzutheilen, mögen hier ein paar Strophen aus den „Herzensergießungen einer Straßburger Gänsestopferin“ einen Platz finden. Die Gänsestopferin singt:

Guet so, myn Gänsel!
 Foll wurd dyn Ränzel;
 Na, sey manierli, blyb hinte nur fest!
 Halt, dyne Büerzel
 Wickl' ich in's Schüerzel.
 Sittsch jek so weich wie d'e Böuel im Nest
 Wenn d'an sechs Doa nur zu lewe noch häst!

Wyt isch dyn Kraaue,
 Kann viel vertraaue,
 'S Wälschkorn ruttstcht brächdi 'nunter wie g'schmiert!
 Wie e Balle Butter
 Borzt schuen dyn Dutter!
 Wur i denn dieß mol nit angerüehrt?
 Nit mit d'e Lawwer am Narreseil g'füehrt?

D' Nachbern brüewe
 Sat sie het stewe
 Lwwer bekumme for d' Lwwer, isch's wohr?
 Isch's nuer e Löue
 Daß sie gewöue
 Anderthalb völligi Pfund uff's Hoor?
 Macht sie am End Simbadiae noch droor?

Höhen und Tiefen. Gedichte von Ernst Weller. In einer Rubrik, die der Dichter „Volles Leben“ überschreibt, verliert sich Alles in Nüßung, Wehmuth, Thränen, Träume und einige Dampfschiffahrten; das ist bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers. Ein romantisch-naturreligiöses Element macht sich zwar sehr in ihm geltend, seine Poesie hat sich noch nicht über den Kampf mit der Natur-

gewalt erheben können, er beherrscht die Natur nicht mit einem Theile jener poetischen Kraft, welche wir an Goethe bewundern, er betet sie mit romantischer Selbstäußerung wie ihr Sklave an:

Rauschet leise, ihr ernstesten Bäume,
Daß mein Herz in Andacht sei,
Hüllet mir der Erde Säume,
Laßt den ew'gen Himmel frei.

Auf den Zweigen sitzen Englein,
Singen hell und singen klar;
Blüthen spielen um die Wänglein
Blätter um das goldne Haar.

Sein Gang zur Naturreligion wird sogar sehr kleinlich-komisch;
z. B. in folgenden Versen:

Das Kirchlein ist der Brombeerstrauch,
Das Dach von Blättern viel; (?)
Kronleuchter drin und Bänke auch:
Grasblütte, Mooses Stiel.

Und hell mit wunderbarem Klang
Schlägt Glockenblümchen an,
Goldkäfer schwingt den feinen Strang,
Läuft eifrig auf daran.

Ein solches Spielen mit den Naturerscheinungen deutet immer auf einen Mangel an originaler Empfindung, auf eine poetische Schwäche hin. Karl Meyer hat in dieser Beziehung sehr Großes geleistet, obgleich wir einzelne Lichtblicke bei ihm nicht verkennen; unser Verfasser tritt den schwäbischen Mückenbeinhensänger nur noch mit Matthiässon'schen Elementen etwas in's Breite. Welch' unerträglich-prätentiös aufgepuzte Spielerei ist es z. B., wenn er anfängt:

Kindheit!
Blindheit!
Ueber Dinge,
Deren Ringe
Unter Harren
Uns mit starren
u. s. w. u. s. w.

In den Gedichten, welche der Verfasser als „Kampf“ zusammenstellt, suchten wir vergebens nach den Kräften und dem Ziele seines Kampfes, nach einem geistigen Mittelpunkt. Er singt von einem Rasse, welches mit ihm durchgeht und schließt:

Verderben, ich komme, dir stürz' ich entgegen,
Vor deinen zermalmenden Fuß mich zu legen.

Rettung! Halt!

Gerettet!

Ein blind durchgehendes Roß ist jedenfalls eine sehr schlechte Allegorie für einen sittlich-freien Kampf und der stotternde Ausdruck des Verfassers ist eben so unverständlich, als unlyrisch. Eben so singt der Verfasser von der „fressenden Zeit“ bloß pathetisch, sein Kampf ist ohne Inhalt und Wahrheit, seine Poesie ist ohne eigenthümliche Tiefe. Sein Dichten ist hervorgegangen aus dem alten romantischen Gegensatz zum Leben, nicht aus der Wahrheit und Fülle des Lebens selber.

Alwila, eine Dichtung in sechs Gesängen von Julian Heins. Eine kleine lyrisch-epische Production. Der Verfasser hat Byron und Shelley gelesen und es für leichter gehalten, als es ist, in ihre Fußstapfen treten und doch etwas Eigenthümliches liefern zu können. Er schließt sein kleines Gedicht mit der Strophe:

Nur wo sich Kraft und Schönheit eng verbinden,
Da reift zur Frucht die Ernte goldner Saat:
Denn hell entkeimen aus der Tiefe Gründen
Das Lied dem Schönen und der Kraft: der That.

Trotz dieser Hinnelgung zu der „That,“ welche der Dichter freilich ganz willkürlich, gewissermaßen als die Moral seines Liedes hinstellt, und in den Bewegungen der Gegenwart, begrenzt sich der poetische Beruf des Verfassers doch auf dem Gebiete der Romantik, und wo er dieses überschreitet, hört er auf Poet zu sein; in demselben leistet er viel Tief-Empfundenes und er hat unleugbar die Gabe der zarten, romantischen Schilderung. Seine Naturgemälde, seine Elfengruppen sind voll Duft und Zartheit, aber seine Gestaltungskraft in den Kämpfen des Geistes und des menschlichen Lebens ist sehr schwach, beinahe total unfähig. Er kann nicht entwickeln, durcharbeiten, kämpfen, Menschen schaffen; das Wachs schmilzt ihm unter den Händen. So fehlt denn auch seiner „Alwila“ die Einheit, die Entwicklung, welche man von jeder poetischen Erzählung verlangen darf, sein Clotar ist nichts, als ein lebensunfähiger Spuck. Wie der Dichter aus dem Dämmer-schein seiner recht hübschen Verse das Resultat der „That“ ziehen kann, wie er im Clotar den Träger der modernen Entwicklung darstellen mag, bleibt uns durchaus unerklärlich. Der Geist vom Teutoburger Walde u. s. w. ist eine durchaus wunderliche Erscheinung. Der Dichter hat

sich bemüht, den Kampf der Gegenwart in den Spiegel der Romantik hineinzuzerren, aber dieser Kampf geht weit über den Rahmen des Hohlspiegels hinaus und es spricht uns, trotz dieser Verwirrung, in dem Dichter eine poetische Zartheit und Ursprünglichkeit an, auf die wir einige Hoffnung setzen, wenn er den Schleier des Unwahren, des Sentimentalen, des Uebermenschlichen zurückwirft und, eine politische, wie eine ästhetische Fortentwicklung anstrebbend, die Wahrheit und Fülle des Lebens zu erobern sucht. Der Dichter steht noch ganz in der Sphäre der Illusionen, sowohl der poetischen, als der politischen. Wir führen ein paar Stellen aus seiner politischen Romantik an, damit er sich schließlich selbst charakterisire: S. 56.

Und Segen grünt und blühet
Umher im weiten Land,
Religion und Freiheit
Regieren Hand in Hand.
S. 58.

Es eilt hinaus in's Leben
Die Constitution,
Sie zieht an ihrer Seite
Die Tochter mit sich fort,
Und sendet durch die Gauen
Das freigegebne Wort.
Sie führt vom Pflug den Landmann
Zu seinem Fürsten hin,
Und nähret in dem Bürger
Den ächten Bürgersinn.
Des Volkes Thränen nehen
Des Thrones Purpurkleid
Und nieder steigt der Herrscher
Zum Volke, trostbereit.
S. 60.

Das ist das wahre Deutschland,
Die Kraft sein Heiligthum,
Die Freiheit sein Beschützer,
Die Einigkeit sein Ruhm.

Es wird uns freuen, wenn wir in Zukunft einer Fortentwicklung des jedenfalls begabten, aber noch vielfach auf falscher Fährte streifenden Dichters begegnen.

Morgengrüße von Adolar. Eine der schlechtesten, geist- und poestelosesten Productionen, die je nur ein Kritiker lesen kann und die je nur erschienen sind. Die Trivialität ist dem Hefte von Anfang

bis Ende aufgedrückt, alle Augenblicke klagt der Verfasser — ein armer, preussischer Postbeamter, — daß er expediren muß. Das Roß, welches Herr Adolar bestiegen, ist der erste, beste Postknepper, aber kein Pegasus.

Gerne möchten wir diese kleine lyrische Revue mit einer andern, bessern Production schließen, aber der Stoß auf dem Schreibtische ist unvermerkt zu Ende gegangen.